

**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 28 (1938)

**Heft:** 28

**Artikel:** Die Schatzgräber

**Autor:** Rumpff, Heinrich

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-644708>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Schatzgräber

Von Heinrich Rumpf

Gern hatte der alte Lasky ihn nicht aufgenommen; denn, wie die Leute im Dorf drüber richtig sagten, wurde sein Geiz nur von seiner Hartherzigkeit übertroffen. Aber schließlich schadet es ja niemandem, wenn einer ins Stroh kriecht und ein paar Stunden wenigstens seinen Hunger verschläft. Und der Kerl sah einigermaßen vertrauenerweckend aus, so, als habe er bessere Tage gesehen, stülpte außerdem unaufgefordert Taschen und Felleisen um, und es waren weder Waffen noch Feuerzeug darin! Und schließlich war man ja — zumal, wenn es nichts kostete — ein Christenmensch und mußte allmählich daran denken, sich für die ewige Abrechnung beim Herrgott ein paar Steine ins Brett zu spielen. So hatte Lasky mürrisch genickt. Dass Paula, seine einzige Tochter, den Kerl verdächtig, seine Art kriechend, die Augen verrätherisch nannte — nun, das wunderte ihn nicht. Der gefielen eben nur so blonde blauäugige Jungburschen wie der Gottschalk Lukas von jenseits der Grenze! Einer von den ewig fröhlichen Habenichtsen, die mit ihrem einzigen Besitz, dem bißchen Verstand, womöglich noch klüger sein wollten als alte erfahrene Leute! Nein, auf Paulas Ansichten konnte man nichts geben; die sollte damit ruhig eine alte Jungfer werden!

Trotzdem war der Bauer froh, als der Kerl, der in der Scheune genächtigt hatte, am andern Morgen zeitig durchs Hoftor abzog. Im Grunde hafste er die Nähe der Armut und hatte Angst, sie könnte anstecken.

Der Ordnung halber suchte er gleich nach dem Frühstück die Scheune auf und überraschte Stefan, den Knecht, beim — natürlich zwecklosen — Versuch, gerade heimlich etwas in seiner Tasche verschwinden zu lassen. Gleich darauf hielt Lasky das Etwas selbst in der Hand: ein paar zusammengerollte, schmierige, mit verschlissener Schnur umwickelte Papierblätter! Angeblich hatte Stefan sie soeben im Stroh gefunden: der Landstreicher mußte sie wohl verloren haben!

Schweigend gab sich der Bauer ans Deffnen des Röllchens, es ging auffallend leicht: wahrscheinlich hatte Stefan doch schon nachgesehen! Nachdem er die pergamentharten Blätter kurz überflogen hatte, warf er dem Knecht noch einen durchbohrenden Blick aus seinen Raubvogelaugen zu, den jener scheu erwiderte, dann suchte er mit seltsamer Hast seine Stube auf und sperrte sogar die Tür hinter sich zu.

Sorgfältig breitete er die Papiere auf seinem Pult aus und betrachtete sie mit Spannung. Die erste Seite zeigte einen primitiv gezeichneten Plan, und man brauchte nicht des alten Lasky Schlauheit, um seine Bedeutung sofort erkennen zu können: Das war der Weg unterhalb der Ruine von Cerniaks Mühle über die kleine Brücke am alten Mühlenteich, wo oberhalb der Böschung zum Wasser ein paar verknorpelte Tannen standen — der verrufenste Platz der ganzen Gegend, den kein Mensch gern aufsuchte, weil es dort spuken sollte.

Um Rande der Skizze befanden sich einige Pfeile und Schriftzeichen, die Lasky leider ebensowenig entziffern konnte wie das dichtbeschriebene zweite Blatt. Es mußte wohl Russisch sein, und zum erstenmal in seinem Leben verfluchte der Bauer seine Unkenntnis dieser barbarischen Sprache. Mit seiner unübertrefflichen Schlauheit, von der er selbst am meisten überzeugt war, witterte er, daß ihm dadurch ein großes Geschäft verlorenging. Denn was blieb andres übrig, als den Nachbarn Basel aufzusuchen, der, was die Sprache anging, es mit jedem geborenen Russen aufnahm.

Basel zeigte sich gleich von Interesse, und wirklich, Laskys Ahnung hatte ihn nicht getrogen: es war ein Geheimnis, wie die Entzifferung des Blattes ergab, und was für ein Geheimnis! Bei dem überfürstlichen Rückzug des achten russischen Armeekorps im Jahre 1914 war bei Cerniaks Mühle die Kriegskasse vergraben worden. 370000 Rubel in Gold und Silber! In der Annahme, binnen wenigen Tagen zurückzukommen und sie wieder zu heben . . .

Man war nie zurückgekommen. Niemals war etwas von einem Fund der Kriegskasse bekannt geworden. Sie mußte noch in der Erde ruhen! Die beigelegte Skizze deutete wohl mit ihren rätselhaften Pfeilen den Lagerplatz an, „dicht an der schnell fließenden Dombra“, wie es im Dokument hieß, also wohl unterhalb des Wehrs! Und blieb es auch rätselhaft, wie die Papiere in den Besitz des Vagabunden gekommen waren — jedenfalls befanden sie sich jetzt in andern Händen! Stumm blickten die beiden Männer sich an; ein beinahe feindseliger Ausdruck stand in ihren Augen. Allein die Vernunft gebot ihnen, ein Bündnis zu schließen, ja, sogar Stefan, den Knecht, einzuhören: denn wenn er etwas gelesen hatte und plauderte, war es um Geheimnis und Schatz geschehen.

Nach längerer Überlegung kamen sie sogar überein, auch den Besitzer jenes Ufergrundes zu verständigen, Stanislaus Jodal, dessen Hellhörigkeit gefürchtet war, und Jodal wiederum wollte nichts unternehmen ohne den Rat seines Schwiegersohnes, der Rechtskonsulent in der Stadt war. Schließlich wußten fünf Menschen um das kostbare Geheimnis, und trotz mancher scheelen Blicke hatten sie über die rechtmäßige Teilung der Beute einen Vertrag aufgesetzt. Am selben Abend begaben sie sich an die Arbeit.

Paula Lasky ängstigte sich nicht wenig um den ungewöhnlichen späten Ausflug des Vaters; sie beschwore ihn, zu bleiben oder ihr wenigstens zu sagen, wohin er ginge — allein der Alte blieb fest! Ein Geheimnis, dem Weibe anvertraut, ist so gut wie dem Winde anvertraut! sagte er sich.

Drei Nächte gruben sie, durchwühlten das ganze Ufer — fanden nichts! Der Rechtskonsulent nickte verdrossen: Ja, die Pfeile Sie hatten eine ganz bestimmte Bedeutung! Ehe man das heraustrieg, konnte man wahrscheinlich der alten Dombra ein neues Bett graben! Mit verbissener Wut gaben sie beim Morgengrauen der vierten Nacht die Arbeit auf.

Und gerade am folgenden Vormittag kam Paula in das Schlafzimmer ihres Vaters, der nach den seltsamen nächtlichen Ausflügen so lange schlief wie nie. „Der Kerl ist wieder da“, sagte sie lebhaft beunruhigt, „der in der Scheune geschlafen hat vorige Woche. Er will dich sprechen und ist ganz aufgeregt!“

Mit einem Satz war Lasky aus dem Bett. „Führt ihn ins Zimmer!“ befahl er, „bring ihm Brot, Speck, Schnaps! Ich komme sofort!“

Paula betrachtete ihren Vater, als fürchte sie um seinen Verstand. Aber sie war gewohnt, zu gehorchen.

Nach kurzem stand Lasky vor dem Landstreicher, der die üppige Bewirtung misstrauisch zurückgewiesen hatte und jetzt mit dünnen Worten dem Bauer die Auffindung des Dokumentes auf den Kopf zusagte. Drohend verlangte er es zurück.

Leugnen erschien Lasky zwecklos; er versuchte vielmehr, den Fremden auszuholen, und da er als einziges erfuhr, er habe einen Emigranten vor sich, einen Offizier jenes vor sechzehn Jahren hier in der Gegend stationierten Russenregimentes, hielt er es für noch richtiger, ihm sein Wissen um den Schatz, ja, seine und der Nachbarn erste erfolglose Versuche mitzuteilen.

Nach anfänglicher Verzweiflung, während der Lasky jede seiner Bewegungen genau überwachte, faßte der Russe sich endlich und lachte ironisch: „Dann sucht bis zum Jüngsten Tag! Ohne das Geheimnis der Pfeile findet ihr den Schatz nie!“

Lasky versuchte, ihn durch Versprechen einer Gewinnbeteiligung zur Herausgabe des Geheimnisses zu veranlassen, doch dafür hatte der andere nur Verachtung. Teilen, was ihm allein gehörte? Nur die Behauptung des Bauern, er habe das Dokument dem Rechtskonsulenten übergeben, veranlaßte den Russen, auf dem Hof zu bleiben und das Eintreffen der übrigen Schatzgräber zu erwarten.

Abends fand auf dem Lasky-Hof hinter verschlossenen Türen eine lebhafte Beratung der fünf Männer mit dem Landstreicher statt, den sie allmählich wie einen Fürsten behandelten. Doch alles, auch die reiche Bewirtung, die vielerlei Versprechen

prallten an dem Fremden wirkungslos ab. „Ihr seid Bauern, Hofbesitzer!“ sagte er nur immer wieder, „euch schürt das Gesetz! Ich aber bin heimatlos, landfremd, beinah vogelfrei! Der Schatz ist meine einzige Hoffnung, und meine einzige Legitimation habt ihr mir gestohlen!“ Finster blickte er sie der Reihe nach an: „Wer garantiert mir denn, daß ihr mich nachher nicht einsperren laßt oder ohne eine einzige Kopfpe zum Teufel jagt?“

Und da sie in ihrem Innern bereits Aehnliches erwogen hatten, nutzten ihnen die schönsten Worte nichts, sein immer stärker werdendes Misstrauen zu besiegen. Bis der Rechtskonsulent eine Art Ausweg fand: Alle mußten zusammenlegen und dem Russen gleichsam als Gegengewicht für sein Geheimnis eine anständige Summe aushändigen, die ihm dann später bei der gerechten Verteilung abgezogen würde!

Niemand zeigte große Freude über den Vorschlag, am wenigsten der Russen. Doch vor dem Anblick des baren Geldes gab er bald nach und war nach einigem Feilschen mit einer „Abschlagszahlung“ von 5000 Zloty einverstanden! Doch erst am nächsten Abend, als er den Betrag vollzählig beisammen und mißtrauisch geprüft hatte, war er zur Arbeit bereit. Unverzüglich brachen sie auf. Utemlos spähte Paula hinter ihnen her.

Während die Männer bisher immer vor den Tannen, zum Wasser hin, gesucht hatten, schlug der Russ nach eingehendem Studium des Planes einen kleinen Bogen nach rückwärts und bezeichnete eine Stelle gar nicht weit vom Weg! Hastig begaben sich alle ans Wühlen — und schon nach kurzem war Jodals Spaten auf etwas Hartes gestoßen! Keiner vermochte zu sprechen, als jetzt eine kleine, verrostete Kassette ans Licht der Laternen befördert wurde; bei ihrem Anblick brach der Russ in Tränen aus: er erkannte sie genau wieder, es war einst sein Eigentum gewesen!

Natürlich enthielt sie nicht den Schatz, sondern einen zweiten Plan! Mit stockenden Worten las Basel, daß der Schatz, entsprechend der beilegenden Skizze noch einmal verlegt worden sei und nicht 370000 sondern 540000 Rubel betrage! Allein vor dem hinzugefügten Geheimchriftzeichen versagten wiederum selbst Basels Kenntnisse.

Der Russ ließ nicht erkennen, ob er um diese Überraschung gewußt habe oder nicht; er tobte eine Weile wie irrsinnig, verlangte dann zum allgemeinen Erschrecken vor seiner weiteren Mithilfe die Vorauszahlung seines ganzen Anteils!

Der Fund hatte die Gier der Männer bis zur Raserei gesteigert, und deutlich stand in ihren flackernden Augen alles andere als Wohlwollen für den Fremden, dem sie sein Geheimnis gestohlen hatten. Wieder tat der Rechtskonsulent sein möglichstes, doch erst am folgenden Tag, nachdem sie dem Russen nochmals den gleichen Geldbetrag sowie eine von allen unterschriebene Zusicherung seiner Gewinnbeteiligung ausgehändigt hatten, konnte man unter seiner Führung an die endgültige Hebung des Schatzes gehen.

Es war eine dunkle Nacht. Jagende Wolken deckten immer wieder den Mond im ersten Viertel, bald sank leichter Nebel, mit seinen Regenschauern vernichtet — die richtige Stimmung zum Schatzgraben! Dester als bisher kreiste die Schnapsflasche. Im Licht der flackernden Laternen prägte der Russ sich den letzten Lageplan genau ein, schritt dann, zu aller Überraschung, noch weiter vom Fluß weg, genau auf ein kleines Gehölz zu. „Hier!“ sagte er bloß dumpf und begab sich ans Graben.

Keuchend folgten die Männer seinem Beispiel. Gruben Stunde um Stunde, gruben, vom Regen durchnäßt, völlig erschöpft, mit vor Gier herausquellenden Augen — bis Stefan, der Knecht, zufällig entdeckte, daß der Russ verschwunden war! Mit ihm die zehntausend Zloty!

Bei alledem war es ein seltenes Glück, daß die Paula geläuscht und ihren blonden Lukas von den geheimnisvollen Vorgängen unterrichtet hatte. Der erschien folgenden Mittags auf dem Hof, wo alles vor dem herumrasenden Bauern zitterte, und erzwang mit seiner unerschütterlich frohen Gelassenheit eine Unterredung unter vier Augen: Schweigend legte er die zehn-

tausend Zloty vor dem Bauern auf den Tisch! — Er hatte Paulas Mitteilungen an ein paar ihm befreundete Grenzbeamte weitergegeben; zwei Tage vorher hatten sie den Russen beim Einkauf eines Fahrrades beobachtet! Und heute, beim Morgengrauen, war ihnen der einzige erfolgreiche Schatzgräber mitsamt dem Geld beim Grenzübergang in die Hände gefallen!

Und wenn auch Lasty seinem zukünftigen Schwiegersohn Lukas das ganz große Schweigegelübde abnahm — auf irgend eine Weise sickerte die Geschichte doch durch, und lange noch begleitete fröhliches Schmunzeln die Schatzgräber von Cerniaks Mühle auf allen ihren Wegen.

\* \* \*

## Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

15. Fortsetzung.

„Ich bereue nichts.“ Er dachte eine Weile nach. „Es liegt mir nur daran, zu wissen, wie du zu mir stehst.“ Sie sah ihn verständnislos an. „Hast du mich jetzt weniger lieb?“

Sie küßte seine Hand, die er beschämmt zurückzog.

„Was hat diese Geschichte mit meiner Liebe zu tun?“

Er atmete befreit auf.

„Dann ist alles gut, Eva.“

Er lehnte sich an sie, als bedürfte er ihres Schutzes, und starnte in die Nacht.

„Und was ist mit Dieten?“

„Auch das will ich dir erzählen, Eva.“

Er berichtete von der bitteren Unterredung, die er mit Dieten in dem Zimmer des Gasthofs „Zum Bären“ gehabt hatte.

„Sehr merkwürdig“, sagte Eva bekommern.

„Das ist gar nicht so merkwürdig, wie du glaubst. Ist es nicht klar, daß sie sich in Keridan verliebt hat?“

„Ich kenne Keridan nicht“, antwortete sie ausweichend.

„Du mußt ihn gar nicht kennen, denn du kennst Dieten zur Genüge, um dir ein Urteil zu bilden. Läßt eine Frau wie Dieten ihren Mann im Stich und läuft zu Herrn Keridan zurück, wenn sie diesen Burschen nicht liebte?“

Eva wollte nicht denken, denn sie hatte Angst vor ihren klaren und nüchternen Überlegungen. Sie kannte Keridan nicht, aber sie kannte Dieten und fühlte instinktmäßig, daß Dieten ihren Mann nicht verlassen hatte, weil sie in Keridan verliebt war. Dieten war nicht die Frau, um plötzlich den Kopf zu verlieren und sich in ein wildes Abenteuer zu stürzen.

„Warum antwortest du nicht, Eva?“

Sie wußte, daß sich in dieser Stunde ihr Schicksal entschied, denn wenn sie jetzt Dieten verteidigte, war Hollbruch für sie selber verloren. Sie begann so zu zittern, daß Hollbruch besorgt fragte:

„Was ist dir denn?“

„Nichts, Peter. Ein kleiner Schauer.“ Schweifetroppen standen auf ihrer Stirn. „Es ist schon vorüber.“

Er streichelte zärtlich ihren Rücken und machte sie, ohne es zu wissen, widerstandslos.

„Du hast mir noch immer nicht geantwortet, Eochen.“

Die Liebe war stärker als alle sittlichen Bedenken. Eva ließ sich fallen und verriet Dieten und sich.

„So wie du die Geschichte erzählst“, sagte sie mit zuckenden Lippen, „muß man wohl annehmen, daß sich Dieten in Keridan verliebt hat.“

„Das ist mir ganz klar“, meinte Hollbruch selbstsicher.

Eva fühlte sich so elend, daß sie am liebsten geschrieen oder geweint hätte. Der Sieg war zu teuer bezahlt. In ihrer ratlosen Verzweiflung umarmte sie den Geliebten mit fiebiger Leidenschaft und flüsterte demütig:

„Du mußt mich liebhaben, Peter. Du mußt mich sehr liebhaben.“